

sprach in der offensten Weise mit mir über ihre Verhältnisse.

Es war die alte Geschichte von Armut und Unglück; der Tod hatte unbarmherzig einen im blühenden Lebensalter stehenden tüchtigen Mann aus dem Kreise der Seinen gerissen. Da galt es, sich durch eigener Hände Arbeit zu ernähren. Nelly war damals noch ein Kind, ein Umstand, der die Lage der Wittve sehr erschwerte. Und die alte Frau mit dem runzeligen Antlitz und dem gebeugten Rücken erzählte mir, wie sie sich abgearbeitet und gequält habe, wie oft sie der Verzweiflung nahe gewesen sei. Dann war Nelly herangewachsen und seit der Zeit hatte alle Noth ein Ende. Sie stand ihrer Mutter getreulich bei und opferte sich für sie auf. Nelly war stets eine gute Tochter gewesen.

Es wurde Zeit für mich zu gehen. Ich hatte mich schon zu lange aufgehalten. Ich erhob mich, um mich zu verabschieden.

Da klopfte es an die Thür — ein, zweimal. Der Besucher hatte offenbar Eile.

Nelly sprang auf. Sie erröthete. Wusste sie etwa, wer da vor der Thür wartete?

„Guten Tag, Nelly! Hast Du Dich sehr nach mir geseht?“

Es war eine tiefe, männliche Stimme: sie kam mir so merkwürdig bekannt vor.

Wer trat so ungenirt ins Zimmer, wer drückte der Alten so herzlich die Hand, wer legte völlig unbefangenen, als sei es das natürlichste Ding von der Welt, seinen Arm um Nellys schlanke Taille? Wer anders, als der Adjutant, dieser Morrison, dieser Allerweltsmensch!

Er hatte mich nicht sogleich gesehen. Doch jetzt gewahrte er mich, und ich muß gestehen, mir ist selten ein so verwundertes Gesicht begegnet.

Eine Minute lang standen wir einander schweigend gegenüber. Nelly hatte Morrisons Arm, auf den sie ihre Hand soeben gelegt, losgelassen, sie blickte uns mit großen Augen an. Auch die Mutter schwieg. Sie fand gewiß, daß Alles in Ordnung sei.

„Mr. Moore,“ begann der Adjutant mit leiser Stimme, „Sie hier?“ Aber er wurde von mir unterbrochen: „Ja, Mr. Morrison, ich bin hier! Störe ich etwa? Bin ich Ihnen im Wege?“

Ich hätte vielleicht noch mehr gesagt, wenn Nelly mir nicht zugekommen wäre. Sie trat schnell zwischen uns und sagte mit dem ganzen Takt eines zartfühlenden jungen Mädchens:

„Mr. Moore, erlauben Sie, daß ich Ihnen in Mr. Morrison meinen Verlobten vorstelle.“

Und jetzt war mir Alles klar. Das Bild, das hübsche Bild! Da stand ja das Original leibhaftig vor mir.

Und ich mußte gestehen, das Original war tausendmal anziehender als das Bild.

Mit wenigen Worten theilte nun Nelly ihrem Verlobten mit, auf welche Weise ich hierher gekommen war. Sie übertrieb tüchtig — nach ihrem Berichte hatte ich eine wahre Heldenthat verübt! Und doch war es nur ein wildes Pferd. Du großer Gott, es ist oft weit schwieriger, einen Menschen zu zähmen, der von Sinnen ist, als ein Thier.

Morrison trat an mich heran. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er mir die Hand und ich drückte sie ihm herzlich.

In diesem Augenblick fühlten wir Beide, daß der alte Groll geschwunden war. Die Vergangenheit war ausgelöscht.

Nelly strahlte. Ihr Verlobter erzählte ihr, woher wir uns kannten. Unserer Feindschaft erwähnte er nicht weiter. Nelly versicherte, sie freue sich herzlich darüber, daß wir Kameraden seien.

Kameraden! Gemeinsame Sache — der Brief — Ich bat Morrison, mir eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gewähren, worauf sich das junge Mädchen sofort zurückzog.

Was ich sagte, versteht sich von selbst. Henry Morrison ging, ohne sich zu besinnen, auf meinen Vorschlag ein. Er selber wußte nicht das Geringste. Mr. Forster sah er so gut wie gar nicht. Sein Dienst nahm ihn völlig in Anspruch und aus dem alten Thomas war nichts herauszubringen. Eine Zeitlang wollte er die Sache jedoch noch mit ansehen.

Nelly Leigh kehrte zurück. Wir nahmen Abschied von einander. Sie bat mich, Morrison bald einmal zu begleiten. Ich ging — und Morrison blieb.

Als ich aber wieder auf die Straße kam, zog ich ein Couvert aus der Tasche und gleich Schneeflocken tanzten die weißen Papierstückchen im Winde.

### XIII.

Es ist Abend geworden. Ich gehe in meinem Zimmer auf und nieder. Ich warte auf einen Besuch, der bald kommen muß. —

Tiefe Finsterniß herrscht draußen wie drinnen. Ich habe kein Licht angezündet. Wäre doch dieser Besuch erst überstanden. Die Aufklärungen, die Percy Barker mir geben wollte. — Pah! das kleine Messer in meiner Tasche war tausendmal mehr werth. Und gerade des Messers wegen wünsche ich, daß Percy Barkers Besuch erst vorüber wäre. Wenn er sich

nur nicht lange aufhalten wollte, ich habe heute Abend noch sehr viel auszurichten.

Was für eine Persönlichkeit war! Mr. Percy Barker im Grunde? Hatte der Zufall ihn so hoch steigen lassen oder war er in der besten Bedeutung des Wortes a selfmade man?

Und in großen Umrissen zieht die Lebensgeschichte des amerikanischen Millionärs an mir vorüber, — die Bilder verweilen einen Augenblick und verschwinden dann wieder im Dunkeln.

Eine wunderbare Lebensgeschichte! Wer weiß, was wahr ist, was erdichtet ist? Niemand außer Percy Barker selber ist im Stande, diese Frage zu beantworten.

Es war zu der Zeit, als das Goldfieber im Lande raste. Nach Kalifornien! Nach Kalifornien! fort nach dem gelobten Land! Und das Fieber, das entsetzliche Fieber steckte Tausende, ja Millionen von Menschen an, mit glänzenden Augen und unnebelten Sinnen gaben sie der dämonischen Macht widerstandslos nach, es war ein langer wogender Zug, ohne Anfang, ohne Ende, ein Zug von fieberkranken, wahnbesessenen Menschen, — man entsetzte sich bei dem unheimlichen Anblick, man wandte sich schaudernd ab, — oder auch, man schloß sich dem Zuge an. —

Und unter der unabsehbaren Schaar befand sich auch Percy Barker. Er war zu jener Zeit noch sehr jung, und er war arm. Er dachte wie alle Anderen, — wenn sie überhaupt dachten —: „Mit einem einzigen Hieb deiner Hacke, mit einem Spatenstich kannst du im Besitz unermeßlicher Reichthümer gelangen, weshalb zögern? Weshalb Andere den Vorsprung gewinnen lassen?“ Ein unermeßlicher Reichthum — das stärkste Gehirn konnte bei diesem Gedanken ein Schwindel ergreifen.

Percy Barker wurde Goldgräber. San Francisco war sein Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

## Erzgebirgische Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu Freiberg 1894.

Der seitherige Erfolg der unter Aufwand einer riesenhaften Klame und eines nicht geringen Theiles echt amerikanischen „Fumbugs“ ins Leben gerufenen Weltausstellung zu Chicago scheint wieder einmal jenen pessimistisch Gesinnten Recht geben zu wollen, die allen Ausstellungen mißtrauisch, ja feindlich gegenüberstehen und die, wenn sie auch die realen Erfolge einer derartigen Veranstaltung nicht mit einer vornehmen Handbewegung hinwegzuweisen vermögen, doch jeder derselben ein gewichtiges „Aber!“ .. entgegenzustellen wissen.

Aber es scheint nur so!

Denn wenn auch die Weltausstellungen mit ihrem ungeheuren und schwerfällig arbeitenden Apparat sich überlebt haben mögen; — wenn auch bei Fabrikanten und Unternehmern eine gewisse Ausstellungsmüdigkeit Platz zu greifen scheint, — wenn auch die großen Ausstellungen Manches in ihrem Gefolge haben, das als unsittlich und beschämend empfunden werden muß; — es sei nur an das sinnlose Ueberbieten der Concurrenten, an das Haschen nach Medaillen und Auszeichnungen, an das Ueberwiegen äußerer Schimmers vor der inneren Solidität erinnert, — so darf doch gesagt werden, und zahlreiche, gewichtige Erfahrungen der letzten Jahre beweisen es zur Genüge, daß die Ausstellungen im kleineren Rahmen, insbesondere die Ausstellungen, die einen geographisch bestimmten Landestheil zur Bethätigung heranziehen, die Nachtheile einer Ausstellung in verschwindend kleinem Maße empfinden lassen — wohl aber immer sich größerer Vortheile erfreuen dürften.

In unserer Ära der socialpolitischen Gesetzgebung, da die Frage der Hebung des Kleingewerbes und Handwerkes erbitterte Kämpfe hervorruft, sind die Ausstellungen ein gewiß nicht zu unterschätzendes Moment zur Erreichung dieses Zieles. Sie sind überall da nöthig, wo Leistungsfähigkeit und Sinn für das Schöne und Formvollendete den hochgestiegenen Anforderungen der Zeit genügen sollen, wo der Fabrikant, der Handwerker, der Gewerbetreibende sich Rüstzeug schaffen wollen und müssen für den harten, unerbittlichen Kampf des freien Wettbewerbes. Gar manche Erscheinung des öffentlichen Lebens unserer Zeit heischt ernste Beobachtung und mancher schädliche Auswuchs eines gewissenlosen Geschäftsgebahrens kann nur auf dem Wege der Selbsthilfe mit Erfolg bekämpft werden.

Wie verbreitet, um nur Einiges anzuführen, ist leider die Anschauung, daß eine Waare nur dann etwas taugt, wenn sie „weit her“ ist; wie oft auch decken die Consumenten ihren Bedarf an Artikeln irgend welcher Art bei weit entfernten Producenten, da sie von der vielleicht größeren Leistungsfähigkeit der ihnen nahe Wohnenden keine Kenntniß haben; — und wenn marktshreierische Reclame oft Waaren auf den Kaufmarkt schleudert, die selbst bei dem allerbilligsten Preise noch viel zu theuer bezahlt sind, — tragen nicht oft genug heimische Industrie und Gewerbe selbst die Schuld, daß durch allzu bescheidene Zurückhaltung oder Muthlosigkeit der Werth der soliden Arbeit herabgesetzt wird?

So haben Industrie und Kleingewerbe ein natürliches Interesse an dem Zustandekommen einer Ausstellung, die über den engen Rahmen einer Stadt hinausgreifen und den großen Kreis des Erzgebirges heranziehen will; und eine Veranstaltung solcher Art, die zur Hebung der Industrie und des Handwerkes thätig beitragen will, verdient gewiß den Dank und die Unterstützung der hervorragend betheiligten Kreise.

Die altberühmte Bergstadt Freiberg, die nicht nur durch ihren Bergbau, sondern auch durch ihre seit altersher bestehende, bedeutend entwickelte Industrie eines guten Rufes weithin genießt, — sie rüftet gegenwärtig, wie in Nr. 137 d. Bl. bereits bekannt gemacht wurde, an einer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung! Drum wacker und fröhlich an's gute Werk, damit auch hier zur Wahrheit werde das schöne Wort des Dichters:

Tausend fleiß'ge Hände regen,  
Sessen sich in munter'm Bund,  
Und in feurigem Betragen  
Werden alle Kräfte kund! —

## Bermischte Nachrichten.

— Eine der interessantesten und neuesten Schiffe ist ein Fahrzeug der englischen Flotte, welches bei den diesjährigen Seemannsdörnern zum ersten Male verwendet wurde. Es dient dazu, eine Anzahl kleinerer Torpedoboote für ein Geschwader an Bord zu nehmen, sie mit Torpedos, Kohlen und Mannschaften zu versehen, zum Gefechte sie ins Wasser zu lassen, während des Marsches sie wieder aufzunehmen und die nöthigen Reparaturen bei ihnen an Maschinen und Schiffskörpern auszuführen. Dieser Torpedoträger „Vulkan“ ist mit Werkzeugmaschinen aller Art, mit Schmieden und sogar mit einem kleinen Schmelzofen zur Herstellung von Gußstücken ausgerüstet. Die Besatzung besteht außer dem erforderlichen seemannischen Personal aus Handwerkern und Mechanikern. Dieses ausschließlich als „Zentrale einer mobilen Verteidigung“ gebaute Fahrzeug, welches nebenbei 20 Knoten läuft, kann überdies größere Reparaturen für die übrigen Schiffe des Geschwaders ausführen und ist insofern von unschätzbarem Werthe, als es eine Anzahl von Schiffen im Falle einer Havarie gänzlich davon entbinden kann, einen Hafen aufsuchen zu müssen. Der „Vulkan“ ist in Portsmouth gebaut, hat eine Wasserdrängung von 6620 t und ist ganz aus Stahl hergestellt. Sein Panzerschutz besteht nur aus einem Stahlblech, dessen Dicke zwischen 6 und 12 cm schwankt, dagegen ist das ganze Schiff in 140 wasserdichte Abtheilungen getheilt und besitzt eine große Schwimmsfähigkeit. Die beiden dreicylindrigen Maschinen entwickeln bis zu 12,000 Pferdekraft bei „forcirtem“ Zuge, welchen eine Geschwindigkeit von 20 Knoten entspricht. Der Kohlenvorrath ist derartig, daß 12,000 Seemeilen bei einer Geschwindigkeit von 10 Knoten zurückgelegt werden können und beträgt rund 1000 t. Der „Vulkan“ dient gleichzeitig als Torpedojäger, ist mit acht 4,7 pfündigen und zwölf 3 pfündigen Schnellladefanonnen ausgerüstet und führt 4 Torpedolanalatrohre und Torpedonehe zur Abwehr von Torpedoschiffen. Die mitgeführten Torpedoboote werden mittels zweier mächtiger Kräne von 12 m Ausladung und 20 t Tragfähigkeit zu Wasser gelassen. Die Kräne werden hydraulisch bewegt und können auf Grund ihrer weiten Ausladung die Torpedoboote selbst bei heruntergelassenen Torpedonegen aussetzen. Der „Vulkan“ ist bis jetzt das einzige Schiff dieser Art; ein ähnliches Fahrzeug, „La Foudre“, befindet sich in Frankreich im Bau. Außer diesen beiden Fahrzeugen können nur die großen Panzerschiffe der italienischen Flotte wirkliche Torpedoboote an Bord nehmen.

— Jungfrauen-Versteigerung. Der Stadt St. Goar stoffen nach noch vorhandenen alten Rechnungen aus der Versteigerung der Jungfrauen im 15. bis ins 18. Jahrhundert jährlich 20 bis 30 Thaler in ihre Kasse. Auf Ostermontag nämlich wurden alle Jungfrauen auf dem Rathhause an die jungen Männer versteigert, was dann die Folge hatte, daß die angestiegerte Jungfrau das ganze Jahr hindurch nur mit ihrem Ersteigerer tanzen durfte. Es blieb daher sehr häufig nicht aus, daß durch das engere Beisammensein aus der lieblichen Tänzerin eine geliebte Gattin wurde.

— Versäumter Anschluß. Gefängnißgeistlicher (zu einem neuen Sträfling): „Mein Sohn, was ist die Ursache Deines Hierseins?“ — Sträfling: „Ich habe den Anschluß an einen Zug versäumt, doch würden.“ — Gefängnißgeistlicher: „Und deswegen sind Sie hier? Wie ist das möglich, mein Sohn?“ — Sträfling: „Ich war Bankassirer und habe den Anschluß an den Expreßzug versäumt.“

— Eiliger Freier. Fräulein: „Nun, ich denke doch, ehe wir uns heirathen, müßten wir uns vorher noch näher kennen lernen.“ — Herr: „Wieso denn? Haben wir nicht dazu während unserer Ehe die beste Gelegenheit?“

— Auch ein Heiraths-Gesuch. „Dame, jung, hübsch, geistreich, arm, wünscht Herrn mit den entgegengesetzten Eigenschaften behufs glücklicher Ehe kennen zu lernen.“